

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 7

Artikel: Zwei Neujahrstage und zwei Ohrfeigen : aus meiner Studienzeit
Autor: Birnstiel, J.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665774>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Bettler.

Ein Bettler stand mir heute vor der Türe —
Zerlumpt und schmutzig, frech und roh zugleich.
Er trug des Lasters Merkmal auf der Stirne,
Und seine Wangen waren schmal und bleich.

Ich reich' ihm rasch die kalte Münze hin
Und schloß die Türe zu mit fester Hand.
Noch eine Weile stand er auf der Schwelle,
Dann schritt er schwankend weiter über Land.

Mir aber schlug mit einemmal das Herz
Fast weh' und ein Gedanke ging mir durch den Sinn:
Sag', weißt du auch, wer jener einstens war,
Sag nicht auch er einst in der Wiege drin?

Sat nicht ein Mutterauge ihm gelächelt,
Ein Lippenpaar sein Händchen einst geküßt?
Sat nicht sein erstes unbeholf'nes Reden
Dem Mutterherzen manches Leid verüßt?

Und weißt du, ob nicht deine eignen Kinder
Einst an der fremden Türe hungernd stehn,
Ob sie im Bettlerkleide, arm und halb verkommen,
Um fremdes Brot und Mitleid betteln gehn?

Maria Dutli-Kutishäuser.

Zwei Neujahrstage und zwei Ohrfeigen.

Aus meiner Studienzeit. Von F. G. Birnstiel.

1.

Es gibt ein allbekanntes Studentenlied, das
mit den Worten anfängt:

„Und in Jena lebt sich's bene,
Und in Jena lebt sich's gut.“

Von der Wahrheit dieses Wortes bin ich
anno 1879 als akademischer Bürger der hier in
Frage stehenden Universität aufs festeste über-
zeugt gewesen. Das burgenumkränzte Jena,
„an der Saale hellem Strande“, war eine kleine
Stadt voll Wunder. Da waren ja noch seine
uralten Tore, seine von hochgiebligen Häusern
flankierten engen Gassen, seine Kirchen, sein
Markt, seine mittelalterlichen Weinstuben, seine
Luther-, Goethe-, Schiller- und Bismarck-Gr-
innerungen, seine vielen Studentenbuden, Pro-
fessorenwohnungen, Lehrsäle usw. Vom Kranz
der lieblichen, zwischen die Berge oder in die
Ebene gestreuten Dörfer nicht zu reden.

Es muß damals einer kein ganz normaler
Student gewesen sein, wenn er nicht fest ge-
glaubt hat, der liebe Gott habe die Saale extra
an Jena vorbeifließen lassen, damit die Her-
ren Studenten auf ihren Fluten gondeln kön-
nen. Und die Dörfer Lichtenhain, Ziegenhain,
Wöllnitz, Runitz, Zwätzen, Cospeda, und wie sie
alle heißen, habe er rein nur darum aus dem
Boden wachsen lassen, damit die Musensöhne
dort draußen nach mehr oder weniger Kopf-
arbeit ihre Holzkännlein mit Weißbier füllen
und leeren, ihr Tanzbein schwingen oder gar
mit scharf geschliffenen Klingen sich um nichts

und wieder nichts in Gesicht und Haare
fahren.

Wir drei Schweizer, die wir damals uns in
Jena Studierens halber aufhielten, haben nun
zwar den vorhin erwähnten Glauben der deut-
schen Studenten nicht in allen Teilen unter-
schrieben, also daß unsere rein germanischen
Brüder das Luther-Urteil von Marburg hät-
ten wiederholen können: „Ihr Schweizer habt
einen andern Geist!“ Wir haben manchem
Brauche derer, die irgend einer Farbe ver-
pflichtet waren, nicht gehuldigt. Zum minde-
sten haben wir kein Blut vergossen. Womit
aber bei Leibe nicht gesagt sein soll, daß wir im
Vergleich mit den anderen Tugendholde gewe-
sen seien oder hätten scheinen wollen.

Gott bewahre! Wir trieben's im großen gan-
zen, wie alle es getrieben haben. Standen wir
mit unseren zünftig aussehenden Filzhüten
auch abseits von der Garde derer, die mit roten,
weißen, grünen, blauen Mützen und Bändern
paradierten, wir genossen, was zu genießen
war, notabene nicht nur in Hörsälen zu den
Füßen großer Lehrer, sondern auch auf Wald-
wegen, am Saalestrand und nicht am unlieb-
sten in kühlen Pinten, wo zu selbiger Zeit noch
da und dort ein Wirt vom alten Schläge nebst
Bier und Wein auch wirklichen Wit' ausshenkte.
Wir waren junge Menschen, und des alten
Römers Wort: „Mensch bin ich; nichts, was
menschlich ist, das sei mir fremd“, das fand bei
uns ein williges Ohr.

Um Weihnachten und Jahreswende des benannten Jahres war ich der einzige Eidgenosse auf dem Platze. Meine Brüder hatte die Heimat mächtig angezogen. So schlenderte ich denn, stolz im Gedanken, hier der alleinige Vertreter eines andern Kulturstaates zu sein, das einemal über Land, dann wieder durch die engen Gassen, und folgte, obwohl die Saale zugefroren war und Eiszapfen von den Dächern hingen, dem Wink des Paul Gerhard'schen Sommerliedes: „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud!“

Wer hätte nicht Freude suchen mögen, wo alle Hörsäle geschlossen waren, Dutzende von Studentenbuden leer standen, und wunderbare, selbst bis auf die verschneiten Straßen sich verirrnde Düfte von allerlei Gebäck und Gewürz auch dem Fremdling in die Nase stiegen und ihm sagten: „Tu' doch nicht so spröde! Komm herein und wärme dich am Ofen! Christtag steht vor der Tür! Was sag' ich Christtag? Nein. Christfest mit vier aufeinanderfolgenden lieder- und glockenreichen, freude- und friedevollen, eß- und trinkbaren Weihnachtstagen!“

O, was sie mir trotz meiner Verschupftheit alles für Auge und Ohr, für Herz und Mund geboten haben, diese vier fetten, gesegneten, sächsischen Weihnachtstage! Ich will es nicht beschreiben. Aber vom letzten Tag der letzten Jahreswoche, nein, von einem Erlebnis der letzten Nacht muß ich erzählen.

*

Rund um den Marktplatz war beim Sinken des Jahres bewegtes Leben. Gesang und frohes Treiben in allen Schenken. Viel Licht und Liebe hinter hundert erleuchteten Fenstern bis hinauf zu den steilen Giebeln. Je näher die große Abschiedsstunde rückte, desto leerer und stiller wurde es in den Häusern. Auf dem Markt aber war, zum Trotz gegen alle Kälte, ein gewaltiges Summen, ein Gehen und Kommen, wie in einem Bienenkorbe. Verwundert und vergnüglich schaute Kurfürst Friedrich der Weise in seiner dicken Behäbigkeit vom steinernen Sockel auf das Studentenvolk und auf Jenas Bürger nieder, dieweil hoch auf dem Turm der Stadtkirche die Musikanten schon ihre Posaunen und Trompeten zum obligaten „Nun danket alle Gott“ in Bereitschaft hielten. In der Mitte des großen Platzes herrschte noch Dunkel und Stille, wie vor des allmächtigen Schöpfers erstem: „Es werde!“ Auch über

dem Holzstoß, der inmitten des Platzes ragte, lag noch ein in tiefe Schatten gehülltes Schweigen.

Nun schlug die Glocke halb zwölf, und das war das Zeichen, daß in Bälde etwas geschehen werde, was hier als Hauptnummer in das Programm der Silvesternacht gehörte.

Wie auf ein Kommando scharten sich um den Holzstoß Korpsstudenten, Burschenschaftler und andere, denen auf gut- oder schlechtgepflegten Locken ein buntes Mützchen saß, und sangen Lieder, während schon die ersten Flämmlein an Reifig und Scheitern leckten. Je höher das immer frisch genährte Feuer stieg, desto toller wurde die Lustigkeit der Herren Studenten. Ein Lied ums andere stimmten sie an. Dann kam Musik dazu und die Töne fuhren dem Jungvolk in die Beine. Sie tanzten mit Fackeln in den Händen ums lodernde Feuer. Das farblose Volk der „Wilden“ und der Bürger, zu dem ich auch gehörte, war gleichsam die Mauer, in deren Gebiert sich der bunte Reigen drehte.

Ich war einer der vorgeschobenen Steine in dieser Menschenmauer und fühlte mich wohl geborgen in der Umhüllung eines warmen Mantels sowie im Besitz eines neuen, schwarzen Hutes, den eine Woche zuvor mir ein aus der Schweiz herübergeflogenes Christkind mit lieblichem Lächeln übergeben hatte.

Jetzt zeigt die Uhr auf Viertel vor Zwölf. Es kommt die heilige Pause vor dem mitternächtlichen Glockenschlage. Hoch auf der Balustrade des Turmes stimmen die Trompeten das alte Danklied an. Schweigend hört's die Menge. Dann holt der Glockenhammer aus und schlägt dröhnend an den Ring der großen Glocke. Ein unterirdisch tiefes Brummen hallt langsam, feierlich, schwer in die kalte Winterluft über Firsten, Giebel, Türmchen und Menschenköpfe hinweg, weit ins verschneite Land hinaus.

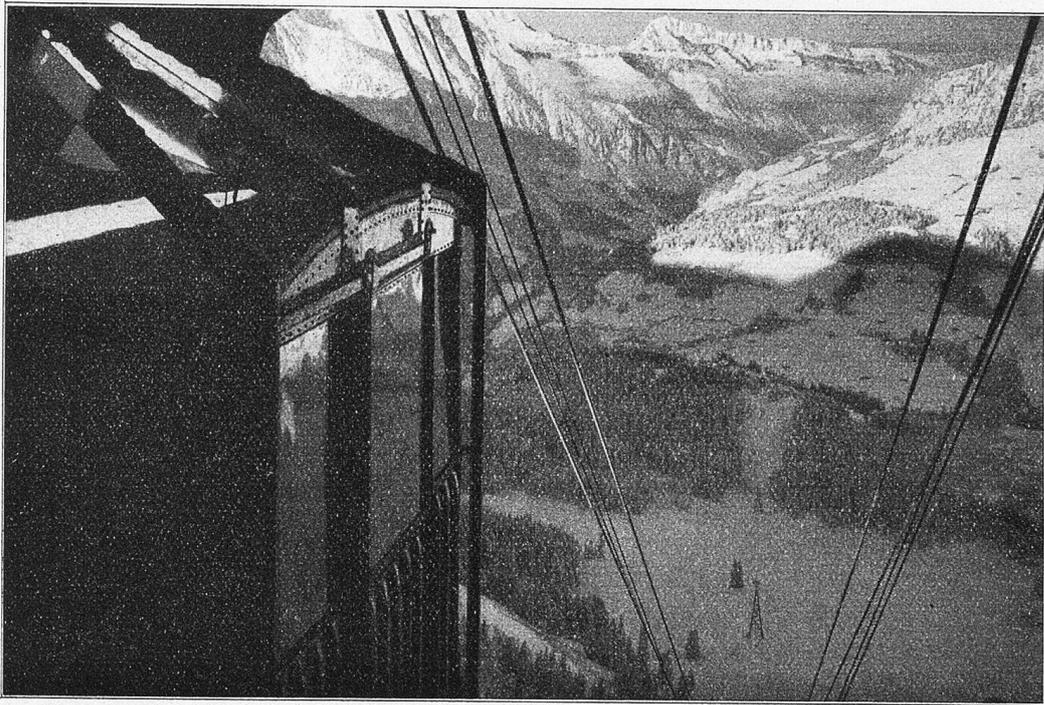
„Acht... Neun... Zehn... Elf... Zwölf! Hurrah! Zwölfe! Heil'ig Neujahr! Prost, Profit Neujahr!“ So tönt's wie ein Schrei aus tausend Kehlen. Musik fällt ein. Und nun kommt ein großes Erlebnis, ein Unerwartetes und Unerhörtes, das heute noch tief in mein Gedächtnis eingeschrieben ist.

Die Farbenstudenten huldigen einem alten Brauch. Sie reißen die Mützen, die Cereviskäppchen, die blauen, roten, grünen, weißen Stürmer vom Haupt und opfern sie dem Feuer. Eine alte Sitte, über die zu lachen hier niemand schicklich findet. Und doch lacht dort drüben ein

langer Philister. Es muß irgend ein rüder, mit altjensaischen Bräuchen nicht vertrauter Fremdling sein. Weh' seinem mangelnden Ernst! Auf einmal packt eine Hand seinen steifen Hut, und im Bogen fliegt dieser ins knisternde Feuer.

Darob kommt auch mich urplötzlich ein unehändiges Lachen an. Und das steigert sich noch, wie dem ersten bürgerlichen Hut zwei, drei, vier andere folgen. Doch jede Schuld rächt sich auf Erden. Und in meinem Lachen muß auch ein gut Teil Schuld gewesen sein.

schöner Hut tut mir leid, aber wer sich freut, wenn fremde Hüte fliegen, der mache kein schiefes Maul, wenn's dem seinen auch nicht besser geht! Übrigens, wer hat dir gesagt, daß du in Dingen, die du doch nicht kennst, die Nase zuvorderst haben müßtest? Geh' jetzt in Gottes Namen und leg' dich ruhig schlafen. Und dann bedenke noch eines: Ist's nun einmal so, daß der Mensch von Zeit zu Zeit einen Merks Marx haben muß, auf daß er nicht zu üppig werde und den rechten Weg unter die Füße



Die Personen-Luftseilbahn Gerschnialp-Trübssee (1800 Meter) bei Engelberg.

Wie ich so stehe und ohne Erbarmen ehrwürdige Bürgerhäupter unfreiwillig sich entblößen sehe, da kommt die Nemesis. Plötzlich ist mir, als träfe mein linkes Ohr ein ziemlich derber Schlag. Dann streicht ein Luftzug über mein Haupt hinweg. Ein schallendes Gelächter umbraust mich, und im gleichen Momente fliegt in stolzem Bogen mein neuester Hut, der weiche, prächtige Filz, der Stolz meiner Weihnachtsfeiertage, dem nimmersatten Feuer zu.

Als ich heimwärts zog und unterm Stadttor und draußen vor den Mauern, wo meine Behausung lag, ein heißender Wind mir das unbedeckte Haar zerzauste und den Kopf gehörig kühlte, da kam mich ein so nüchternes Überlegen an, daß mir war, als gehe ein Großväterlein an meiner Seite, zupfe mich am Armel und sage mir: „Nimm mir's nicht übel — du. Dein

nehme, so ist's besser, er bekomme seine Ohrfeige gleich am ersten Jänner und nicht erst hinten im Jahr, wenn's zu spät ist und er den verfahrenen Wagen nicht mehr wenden kann. Profit Neujahr — und Gott befohlen!“

So hat das vernünftige Väterlein gepredigt. Aber Studenten fühlen sich über solch moralisches ABC erhaben. Und so hat mir denn halt die Vorsehung noch eine zweite Ohrfeige auf den nächsten Jahreswechsel gutgeschrieben.

2.

Nach einem mit Freude, Arbeit und allerlei Gramennot gefüllten Studienjahr war es abermals Neujahr geworden, und ich ruhte im Loggenburg „bei Müttern“.

„Die Saale bei Jena“, so sagte ich mir jetzt, „ist ein ganz schöner Fluß, aber die Thur mit

allem, was dran liegt und sich drinnen spiegelt, dünkt mich noch viel schöner!" An schneereichen Neujahrstagen hatte sie vor alten Zeiten für Leute, die in Wattwil, Lichtensteig oder noch weiter unten wohnten, einen ganz besonderen Reiz. Sie plauderte dann, noch redselig vom wein- und fladenreichen Silvester her, so recht gemütlich und erzählte denen, die auf der Wattwiler Brücke oder beim großen „Wuhr“ in Lichtensteig standen und talaufwärts schauten, daß man in Neßlau droben in der „Krone“ den Tanzsaal heize, daß man siede und brate, Geigen und Hackbrett stimme und in den Stallungen und Remisen Raum für Kofse und Schlitten schaffe.

Auch am Neujahrstag, von dem ich hier erzähle, erwachte zwischen den Ruinen Tberg und Neutoggenburg in vielen Gemütern die Lust zum Schlittensfahren. Sehr stark regte sie sich auch in mir und meinem Bruder. Er hatte nicht lang vorher seine Rekrutenzeit bei den Guiden abgedient und besaß einen hochbeinigen, jungen, aus Deutschlands Norden stammenden Gaul „Agathe“ oder „Agetli“, wie ihn des Nachbars Kofknecht nannte.

Das Tier hatte entschieden seine Lücken. Viele sprachen von einem Kappel. Wäre der Gaul ein Mensch gewesen, man hätte mit dem Zeigefinger nach der Stirn gedeutet und mit dem Kopf geschüttelt. Beim Reiten war sein Betragen leidlich, doch zum Ziehen am Wagen fühlte es sich nicht berufen. Einer hübschen Chaise bequemte es sich zur Not noch an, sofern es alleine an der Deichsel war und höflichst behandelt wurde. Spannte man es aber neben einen Kameraden minderer Sorte und mutete ihm gar noch zu, an einem Lastwagen sich abzumühen, so trieb es schaurigen Ulf und verübte, eigenfönnig und unvertraut, wie zwei- und vierbeinige Einspanner sind, die rüpelhaftesten Streiche, vor denen man sich landauf und -ab bekreuzte.

Als nun die Neujahrssonne auch gar so lieblich schien und schon vor der Mittagszeit sich dann und wann das Geröll eines aus dem Unterland kommenden Schlittens hören ließ, da erinnerten wir uns, daß der Herr Nachbar, bei dem unser Gaul in Arbeit und am Futter stand, unter seinen Behikeln einen Sackschlitten hatte, auf dem dahinzufiegen uns als höchste Wonne erscheinen mußte. Vorerst waren freilich zwei Instanzen anzufragen. Der Vater hatte sein Plazet zur Fahrt und der

Nachbar die Erlaubnis zum Gebrauch des winzigen Fahrzeugs zu erteilen. Beide willigten ein. Der Vater erst nach schwersten Zweifeln und Bedenken.

Um ein Uhr war alles zur Fahrt bereit. Unter Tränen schaute uns unsere jüngere Schwester durchs Fenster nach. Fürs Leben gern wäre sie mitgekommen, weniger des Fahrens als des Tanzens wegen. Aber was war da noch zu wollen, wo Vater und Mutter ihr Nein gesprochen hatten?

So weinte sie halt. Agathe aber drehte den Kopf nach dem Schlittchen, das hinter ihren hohen Beinen sich ausnahm wie ein Kinderwagen hinter einem Heufuder erster Größe. Fast hätt' ich mich verschworen, daß das Kof ob dem Anblick des winzigen Dings ein Lachen verbeiße und auf gut preußisch zu sich selber sage: „Na — ganz jut! Mir kann's recht sein! Aber paßt mal uff, daß wir alle hübsch beisammen bleiben!“

So flogen wir denn flott dahin. Doch weil wir nicht rittlings sitzen konnten, sondern so, wie man auf Damensätteln reitet, und weil dem Schlitten die Rückenlehne fehlte, so galt es weislich zu balancieren und dem Gleichgewicht recht Sorg' zu tragen.

Mein Bruder war Koffelenker. Er saß hinter der kleinen Vorderwand des Schlittens, ich klammerte mich ans geschweifte hintere Ende, und zwischen uns gähnte ein leerer Raum, grad recht, um nötigen Falles einen dritten Mann noch einzulassen. Es fand sich aber keiner, der den Mut besaß, sich diesem Luftsitze zu vertrauen. Die Möglichkeit wäre auch gar nicht dagewesen, denn nicht wir waren es, die das Tempo der Fahrt bestimmten, sondern das Agetli, das der Schnellzugslokomotive glich, der es gefällt, die minderen Orte ganz zu ignorieren.

Das Agetli war stolz auf sein preußisches Blut und mißachtete unsere Toggenburger Dörfer. In Neßlau aber roch es den Haber und freute sich in monarchischer Gefinnung der windenden „Krone“. Nicht wegen uns, aber weil es ihm selber so recht war, stand es plötzlich hochstill, schaute zurück und erlaubte uns, einzufehren.

Unter Essen, Trinken, Tanzen, Plaudern und Rauchen eilten die Stunden, als ob auch sie mit Agathe im Schlitten führen. Raum gedacht, standen wir, zur Heimfahrt fertig, vor der „Krone“. Das Agetli scharrte das Pflaster,



C. F. Meyer-Brunnen in Engelberg.

N. Trotzman, Engelberg.

Ein firnbeglänzttes Alpental,
Durchstreift in meiner Jugendzeit,
Stieg vor mir auf mit einem Mal
In seiner herben Lieblichkeit,
Mit seinem Himmel tief und rein
Um düster schroffes Felsgestein,
Mit seinen hellen Wasserfürzen —

Ich atmete die Kräuterwürzen!
Was ohne Kunst ich dir erzähle,
Hab' ich, o Leser, nicht eronnen;
Es ist des Alpentales Seele,
Die hier von selbst Gestalt gewonnen.

Conrad Ferdinand Meyer
in der Einführung zu seiner Alpendichtung
„Engelberg“.

daß die Funken stoben. Dann stiegen wir auf. Zwei Knechte hielten das schäumende Roß und probierten alle Rünste, es rückwärts zwischen die Deichseln hineinzuschieben. Mein Bruder

saß vorne, ich hinten. Den mittleren Platz nahm unter vergnügtem Schmunzeln ein Eingeladener, der dem gütigen Geschick, das sein Langbein ohne Anstrengung zu Tale bringen

wollte, das Rauchopfer einer Zigarre zu bringen gedachte. Ich sage — einer Zigarre von ganz abnormer Größe!

Nun los! Die zwei Knechte gaben die Zügel frei, und als der Gaul sich frank und ledig fühlte, schoß er davon, als ob ihm sieben Teufel im Nacken säßen. Die Straße war kein Pflasterboden und hatte nebst glatter Bahn auch viele Löcher. So hopfte der Schlitten zuweilen hoch auf, als lägen ihm alle Walzer des Neßlauer Kronensaales in Leisten und in Rufen.

Uns wollte Hören und Sehen vergehen, und jeder von uns sann nur, wie er auf seinem Sitz sich halte. Mein Bruder hielt das Leitseil, als ob es da noch was zu leiten gäbe! Ich klammerte mich ans hintere Brett. Der Gast in der Mitte krallte in Ermangelung von Leine und Lehne sich fest in unseren Mänteln, dieweil seine Zigarre, von der Meerschäumspitze gehalten, ein Loch ums andere in Nacht und Nebel brannte und ganze Raketen von Funken versprühte.

Wieder einmal hüpfte der Schlitten empor. Es war bei einer scharfen Krümmung. Da verschwand unser Gast. Lautlos sank er dahin. Wir wußten nicht wie. Auf einmal gähnte die Lücke. Dann warf es meinen Bruder. Wohin? — Ja, wer Zeit gehabt hätte, nachzusehen! Ein Häuflein Glend, klebte ich noch einzig am Rand und sann, ob ich mich freiwillig werfen oder aufs Geworfenwerden warten sollte? Eine höhere Gewalt entthob mich alles Wählens.

Raum gedacht, überfugelte ich und lag in einem Graben. Als ich aufstand, war mir zumute wie einem, der geohrfeigt wurde und dem die Augen flimmern, daß er meint, er sehe das Feuer im Elsaß drunten.

Meine Genossen waren verschwunden. Der Schlitten auch. Eine Frau klopfte mir den Schnee vom Gewande und schrie mit Entsetzen: „Heiliger Herrgott im Himmel! Dies Roß ist vom Teufel! Den Boden berührt es nicht! Es fliegt. Und wie ein Lüublein im Wind, so ist der Schlitten hinter ihm hergewirbelt!“

Wie meine Unglücksbrüder den Weg nach Hause gefunden, wie der Vater uns empfangen, und wie die Schwester, nun frei von Tränen, mit ihren Augen gelacht, das will ich hier nicht erzählen. Auch das nicht, daß der Gaul zwischen Kappel und Wattwil, von einem braven Knechte

aufgefangen und besänftigt, auch diesen samt zwei aufgeladenen Buben, beim Weiterfahren aus allen Neujahrshimmeln geworfen und auf eigene Faust noch eine Renntour bis ins untere Toggenburg unternommen hat. So ist mir denn auch jene zweite Ohrfeige nicht erspart geblieben, die mir die Vorkehrung vor Jahresfrist noch gutgeschrieben hatte.

Soll ich mich darob beklagen? Gott bewahre! Mich reut manche Ohrfeige, die ich gegeben habe, für die aber, die ich empfangen, ja auch noch als Mann empfangen, will ich füglich danken.

Mein Roß ist mir, bildlich gesprochen, noch öfter durchgebrannt. Auch den Schlitten hat mir's hie und da zer schlagen, und zum Lachen war die Sache nie. Doch griff ich jeweils an den Kopf und sann recht ernstlich über warum und wie, so ging mir dann und wann ein Lichtlein auf, und es zog mir etwas durch den Sinn, das gelaftet hat wie: „Es hat halt müssen sein!“ Die Feigen an den Bäumen reifen im heißen Sommer, und die Ohrfeigen haben auch ihre Zeit. Sie kommen nicht von ungefähr und erweisen am liebsten die Köpfe, denen es nottut, daß sie sich ducken lernen.

Nun ist's, seit ich das oben Erzählte erlebte, schon wieder vierzigmal Neujahr geworden. Aber keine der vierzig Jahreswenden steht so frisch in meinem Angedenken, wie jede der beiden, die mir den Ernst des wechselnden Jahres sozusagen um die Ohren schlugen. Erlebtes geht tief und Erlittenes schlägt ein, und die Tage, da wir barhäuptig gingen oder im Schnee des Weges tappten, während die Freude im klingelnden Schlitten an uns vorüberfauste, waren die Geringsten nicht in unserem Leben. — Nur in unserem? O, auch im Leben großer Menschen und mächtiger Völker, die irrten, bis sie in die tiefe Demut kamen!

Darum nochmals: Nicht klagen! Alles in der Welt hat neben der schlimmen auch die gute Seite. Beides hat seinen großen Wert: Das Aufrechtstehen und das Heruntermüssen, das Festsitzen und das Abgeworfenwerden, das Hutschwanken und das Hutverlieren, das Lektionerteilen und das Lektionerbekommen. Die Hauptsache ist nur, daß man den Kopf nicht verliere und in allem etwas lerne!